

**Zeitschrift:** Gewerkschaftliche Rundschau : Vierteljahresschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes  
**Herausgeber:** Schweizerischer Gewerkschaftsbund  
**Band:** 67 (1975)  
**Heft:** 3-4

**Artikel:** Praxis  
**Autor:** Isler, Arnold  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-354741>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Praxis

*Arnold Isler*

Das von der UNO zum «Jahr der Frau» erklärte 1975 begann in Bern mit einem Frauenkongress. Die Teilnehmerinnen forderten nachdrücklich Chancengleichheit für Mann und Frau, gleiche Behandlung der beiden Geschlechter auch im beruflichen Bereich. Bundesrat Hans Hürlimann sagte den Frauen wörtlich: «Mit dem Jahr der Frau muss ferner die Bereitschaft der Männer verbunden sein, den Frauen auch in Zukunft bei veränderten Konjunkturverhältnissen jenen Platz im Staat, in der Wirtschaft, im Bildungs- und Fürsorgebereich, kurz in der Gesellschaft zu lassen, den wir ihnen im Zeitpunkt fehlender Arbeitskräfte bereitwillig eingeräumt haben.»

André Ghelfi, Vizepräsident des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, wies in einer kurzen Würdigung der Frauenkongressarbeiten darauf hin, dass die Frauen gerade in einer Zeit des Konjunkturrückganges sich energisch für ihre Haut wehren müssten. In den Gewerkschaften, in Berufsorganisationen sollten sie zusammen mit den Männern ihre Positionen zu wahren und zu verbessern suchen. *Im Arbeitsprogramm des SGB* aus dem Jahre 1960 heisst es im Kapitel «Frauenarbeit» unter anderem:

- Die Frauenarbeit ist für die Volkswirtschaft unentbehrlich.
- Jeder Frau sollen, ungeachtet ihres Zivilstandes, die freie Berufsausübung und die gleichen beruflichen Aufstiegsmöglichkeiten wie den Männern gewährleistet sein.
- Für gleiche oder gleichwertige Arbeit sollen Mann und Frau den gleichen Lohn erhalten.
- Auf dem Arbeitsmarkt sind weibliche und männliche Arbeitnehmer gleich zu behandeln. In Zeiten des Arbeitsmangels sind bei der Arbeitsvermittlung ohne Unterschied des Geschlechts diejenigen Arbeitnehmer an erster Stelle zu berücksichtigen, für die ein Arbeitseinkommen unentbehrlich ist, weil sie für sich selbst und für die Angehörigen zu sorgen haben.

Das sind Worte, Forderungen und Aufforderungen, die unzweideutig das Ziel der Chancen- und Behandlungsgleichheit für Mann und Frau in der Arbeitswelt anvisieren.

Wie sieht das in der Praxis aus? Wir gingen einigen Beispielen nach und stellten fest: Wenn sich eine Frau eine gewisse Gleichheit, einen gewissen Platz in der Arbeitswelt errungen hat, so beeinträchtigt das meistens ihr Familienleben und von einer Tätigkeit im öffentlichen Bereich ist kaum zu reden. Das Fazit: etwas leidet immer. Die Frau ist in der jetzigen Gesellschaftsordnung überfordert, wenn sie in allen drei Gebieten – Beruf, Familie, Öffentlichkeit –

sich so engagieren will, wie das der Mann tut. Einiges an dieser Problematik sollen die folgenden fünf Einzelbeispiele zeigen.

Beginnen wir mit *Irma Gerber*. Sie ist 46 Jahre alt, hat drei Kinder grossgezogen, ist zum zweitenmal verheiratet. Ihr erster Mann starb 1959, als die Kinder zwei, vier und sechs Jahre alt waren. Eine Pensionskasse hatte er nicht. Irma Gerber bekam Fr. 250.– Witwen- und Waisenrente pro Monat. Die Firma des Mannes gab einen Zustupf und fragte, wie sie weiter helfen könne. Frau Gerber sagte: «Ich brauche Arbeit», und seit 15 Jahren arbeitet sie nun. Zunächst als Löterin, dann eine Zeitlang im innerbetrieblichen Transportwesen, jetzt in einer Berner Firma der Elektrobranche im Büro. Bis vor kurzem arbeitete sie den ganzen Tag, jetzt halbtätig, da ihr die angeschlagene Gesundheit eine gewisse Schonung aufzwingt.

Schon 1959 und in den folgenden Jahren, als sie mit viel Mühe ihre Kinder grossziehen musste und trotz Schufferei in der Fabrik und zusätzlicher Putzarbeit bei der Post immer mehr in Schulden geriet, fiel ihr eine Lücke in unseren Sozialgesetzen auf: *Wurde nämlich ein Kind krank, und sie musste zu Hause bleiben, um es zu pflegen, bezahlte ihr niemand den Lohnausfall. Ihren Lohn erhielt sie nur, wenn sie selbst krank war.* «In der DDR», sagt Frau Gerber und nennt das Beispiel, das sie durch Bekannte weiss, «wird die Mutter krank geschrieben, wenn sie ein krankes Kind zu Hause pflegen muss. Warum ist das in der Schweiz nicht möglich?»

Irma Gerber kämpft für die Verwirklichung dieses Zieles – und anderer sozialer Anliegen – in der Frauengruppe der Sektion Bern des Schweizerischen Metall- und Uhrenarbeitnehmerverbandes (SMUV). Sie ist also eine der wenigen Frauen, die es fertig bringen, nebst Familie und Arbeit auch noch aktiv in einer Gemeinschaft mitzumachen. Sie bildet sich an Kursen im SMUV-Bildungsheim in Vitznau in gesellschaftlichen und gewerkschaftlichen Fragen weiter. Woher sie die Kraft nehme, wollten wir wissen. Sie sei sehr religiös, antwortete Frau Gerber, sei aktive Mormonin und gerade diese Glaubensgemeinschaft, die sehr intensiv die Familiengemeinschaft fördere, deren Mitglieder sich gegenseitig aber auch helfen würden, gebe ihr einen Teil der Kraft, die sie für ihre Aktivität brauche. Im übrigen sei ihr eine Tätigkeit bei der Gewerkschaft natürlich erst möglich geworden, als die Kinder schon grösser waren. Wesentlich sei auch, dass ihr zweiter Mann sehr viel Verständnis habe, und die ganze Familie zu Hause eine Einheit bilde und sich gegenseitig beim Erledigen der Hausarbeiten helfe.

Sie arbeite gerne und ihre Tätigkeit in Gewerkschaft und Kirche, beides Institutionen, die ja für mehr Gerechtigkeit kämpfen würden, gebe ihr grosse Befriedigung. Nur sollte es so sein, meint Frau Gerber, dass eine Frau während des Heranwachsens der Kinder nicht arbeiten müsse. Denn eines sei sicher: die Kinder hätten in erster Linie die Überlastung der Mutter zu spüren bekommen.

Gerechtigkeit – ob die ihrer Ansicht nach im Berufsleben schon verwirklicht sei, zum Beispiel zwischen Frau und Mann? Nein, sagt Frau Gerber, im Büro, in dem sie arbeite, verdiene ein Kollege volle sechshundert Franken mehr im Monat als sie für praktisch die gleiche Arbeit. Dafür müssten sich die Gewerkschaften noch vermehrt einsetzen, dass solche Sachen ausgebügelt werden. Es ärgert sie deshalb, dass sie zwar in der SMUV-Sektion sehr aktiv sein, im Betrieb aber nicht in die Betriebskommission gewählt werden kann, weil sie heute eben Angestellte ist. Immerhin könne man als aktive Gewerkschafterin auch so einiges durchsetzen. Ein Beispiel: jahrelang habe man in einem kleinen Raum ohne Lüftung und Klimatisierung arbeiten müssen, der sich durch den Xerox und die sieben Vervielfältigungsapparate, die darin stehen, schnell unerträglich aufgeheizt habe. Dann habe man das Fenster geöffnet mit dem Resultat, dass man immer wieder den Pfnüsel und die Gsüchti bekam. Jahrelang habe man beim Chef reklamiert. Vergeblich. Sie als aktive Gewerkschafterin sei zum Präsidenten der Betriebskommission gegangen, auch er ein aktiver SMUVler, und innert kürzester Zeit sei die Klimatisierung da gewesen.

Ein anderer Kummer für Irma Gerber und für viele arbeitenden Frauen: der Washtag. Besonders Frauen, die in grossen Blöcken wohnen und nur an einem bestimmten Tag im Monat waschen können, wären darauf angewiesen, dass sie einen Tag frei bekämen, ohne Lohneinbusse versteht sich. Warum soll erwerbstätigen Frauen pro Monat nicht ein bezahlter Washtag zugestanden werden, fragt Frau Gerber und tönt mit diesem und mit vielen andern Beispielen an, dass die Betriebe mit relativ kleinen Entgegenkommen das Leben arbeitender Frauen, vor allem wenn sie noch eine Familie zu Hause zu besorgen haben, ganz entscheidend erleichtern könnten. Zum Wohle der Familie, der Gesellschaft, der Arbeit und damit letztlich auch zum Wohle des Arbeitgebers.

\*

Ganz anders sieht das Schicksal der *Margrit Rohrer* aus. Sie ist 24 Jahre alt, erwartet ihr erstes Kind, hat bis vor einiger Zeit ganz-tätig als Verkäuferin gearbeitet und teilt sich nun mit einer Kollegin als Aushilfsverkäuferin in eine Ganztagesstelle. Die beiden können sich arrangieren wie sie wollen, eine von beiden muss einfach immer da sein. Und so sind die Verhältnisse für Margrit Rohrer eigentlich geradezu ideal. Sie kann ihren Mann, ihren Haushalt, ihre Tiere, ihre Hobbies pflegen und dabei erst noch etwas nebenbei verdienen. Dabei geht es Frau Rohrer nicht ums Verdienen, Rohrer kämen auch ohne diesen Zusatzverdienst aus. Margrit Rohrer braucht Kontakt. Verkäuferin in einem Laden, in dem Kunden und Verkaufspersonal noch miteinander sprechen können, ist da geradezu ideal. Allerdings eine Vollarbeit als Verkäuferin, das sei nicht

möglich gewesen. Auch ohne Kinder nicht, denn als Verkäuferin komme man abends sehr spät nach Hause, am Samstag müsse man arbeiten und habe dann frei, wenn der Mann – Herr Rohrer hat zeitlich gesehen sozusagen eine «normale» Arbeit – berufstätig sei. Aber so, wie es jetzt sei, könne sie nur sagen: ich bin zufrieden und habe es schön.

Warum sie dann in der Gewerkschaft sei? – Nun, erstens aus Gründen der Solidarität, zweitens weil man im Coop-Laden, in dem sie arbeitet, eben auch für den VHTL geworben habe, und drittens weil sie finde, die gewerkschaftliche Arbeit sei eben aufs Ganze gesehen sehr wichtig und notwendig. Persönliche Vorteile? – Sie könnte sich vorstellen, dass bei einem Beschäftigungsrückgang die Gewerkschaft zunächst einmal ihre Mitglieder schützen werde. Das habe aber damals, als sie in die Gewerkschaft ging, keine Rolle gespielt und sei erst in letzter Zeit ihn so recht ins Bewusstsein gekommen. Ob denn nichts verbessert werden sollte zugunsten der Frau, bohrten wir weiter. O doch, meint Frau Rohrer, unbedingt verwirklichen müsse man die rechtliche Gleichstellung zum Beispiel in der Familie. Sonst aber meine sie, dass es in erster Linie auf die Frau selbst ankomme. Die allermeisten Probleme müsste jede Frau, zusammen mit ihrem Mann, individuell lösen.

Was sie sich vom Jahr der Frau verspreche? Antwort: «Blödsinn, ein Jahr des Mannes gibt es ja auch nicht und die hätten etwas Unterstützung doch manchmal auch ganz nötig.»

\*

*Anni Huber*, 49 Jahre alt, keine Kinder, arbeitet im Büro einer Fabrik für elektrische Apparate. Sie ist beim SMUV gewerkschaftlich organisiert, macht da aktiv mit, arbeitete früher in der Werkstatt und ist mit einem Mann verheiratet, der dreissig Jahre älter ist als sie. Ihr Mann ist pensioniert, besorgt zu Hause recht und schlecht den Haushalt, hat aber ausser der AHV kein Einkommen und so kommt eigentlich sie für die Bestreitung des Haushaltes auf. Und da beginnt das Ärgernis der Anni Huber. Trotzdem sie den Verdienst nach Hause bringt, ist eben er, der Mann, Haushaltsvorstand. «Ich bezahle die Rechnungen,» sagt Frau Huber, «aber als ich kürzlich eine Versicherung, die auf meinen Namen lautete, ausbezahlt bekommen sollte, da musste er unterschreiben.»

Anni Huber findet denn auch, das wesentliche, was in der Schweiz passieren müsse, sei die rechtliche Gleichstellung der Frau mit dem Mann. Dann müsse auch langsam aber sicher die Ansicht zum Verschwinden gebracht werden, Haushalt sei Frauenarbeit. Das sei ebenso Männerarbeit wie irgendeine andere. Sie sei zwar keine Frauenrechtlerin und mache auch nicht in Politik, aber sie könnte sich vorstellen, dass zum Beispiel ein Organ, das von Amtes wegen all den Problemen nachgehe, die mit der Belastung der Frau durch

Familie, Beruf und allenfalls noch öffentliche Betätigung zusammenhängen, doch von einiger Nützlichkeit sein würde.

In die Gewerkschaft kam Frau Huber eigentlich so nebenbei. Ihr Mann sei «Schwarzer» und mache immer etwas Mais, weil sie bei den «Roten» in der Gewerkschaft sei. Zunächst habe es sie nicht allzusehr interessiert. Sie sei einfach mal in eine Versammlung gegangen und da habe der Sekretär gesagt, man sollte in den Vorstand nun endlich eine Frau wählen. Sie sei gewählt worden und heute finde sie die Sache interessant. Man lerne viel dabei und sei vor allem immer gut informiert.

\*

*Elfriede Inäbnit* ist die Frau eines hauptamtlichen Gewerkschaftsfunktionärs. Ihr Mann hat eine unregelmässige Arbeitszeit, ist viel unterwegs. Sie hat zwei Kinder hochziehen im Alter von vier und dreizehn Jahren. Das allein befriedigt die 40jährige Frau aber nicht. Früher, nach dem ersten Kind, machte sie Heimarbeit für die Uhrenindustrie. Das brachte etwas Geld, um das man damals bei Inäbnits sehr froh war. Ebenso wichtig war, dass Frau Inäbnit eine Beschäftigung hatte, bei der sie zu Hause sein und ihr Kind hüten konnte. Auch heute noch arbeitet Elfriede Inäbnit, denn sie will unter die Leute. So geht sie zwei Mal pro Woche servieren. Diesen Zusatzverdienst haben Inäbnits heute zwar nicht unbedingt nötig, nur... man wolle sich doch auch das eine oder andere leisten. Wesentlicher aber ist für Elfriede Inäbnit, dass sie durch ihre Arbeit mit andern Leuten in Kontakt kommt. Probleme gebe es da natürlich schon, weil ja auch ihr Mann wegen seines gewerkschaftlichen Engagements relativ wenig zu Hause sei.

Frau Inäbnit ist in ihrer Solothurner Wohngemeinde auch schon Ersatz-Gemeinderätin. Sie findet aber, diese zusätzliche öffentliche Arbeit sei eigentlich schon fast zu viel, obwohl sie auch diese Tätigkeit sehr interessiere. Wenn man aber alles recht machen wolle, so sei die Belastung doch sehr gross. Besonders weil man als Frau eben die Sache eigentlich noch besser machen müsse als der Mann. Ihr sei klar, dass sie zuerst für die Kinder da zu sein habe, sagt Frau Inäbnit. Aber ohne Kontakt ausser Haus und ohne Arbeit würde sie nicht leben wollen. Ihr falle immer wieder auf, wie Frauen, die nur für ihre Familie da sind, stets nur ihr kleines «Kreislein» sähen, und das dann mit allen Kräften zu schützen versuchten. Die Männer würden dagegen die Probleme doch viel weitergefasst sehen. Trotzdem täte den Männern Aufklärung gut. Aufklärung über die Situation der Frau. Die Frau sei ja auch seelisch mehr belastet. Bitte, das und jenes ist deine Sache, heisse es, schau wie du klar kommst. Als Frau aber könne man *seine* allfällige schlechte Laune nicht einfach an den Kindern und am Mann auslassen, in der kurzen Zeit, in der man zusammen sei. Man habe eben als Frau seine Probleme meistens

allein zu lösen. Sicher, ihr Mann helfe zu Hause. Vor allem an den Tagen, an denen sie servieren gehe oder am Sonntag. Er koche nämlich gern und gut. Im übrigen wisse sie, dass die absolute Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau der Frau nicht nur Vorteile, sondern auch viele Nachteile bringen würde. Nur glaube sie, meint Frau Inäbnit, dass sich die Frau, wenn sie gleichberechtigt sei, eben auch besser wehren könnte.

Eigentlich sei es am schönsten gewesen, erinnert sich Elfriede Inäbnit, als sie und ihr Mann beide arbeiten gingen, bevor die Tochter geboren wurde. Da hätten sie ein richtig kollegiales, gleichberechtigtes Verhältnis gehabt; jedes seine Arbeit, Haushalt und Freizeit gemeinsam. Sie hoffe, dass das wieder einmal so werde, wenn die Kinder so weit seien. Vielleicht nicht mehr gerade eine Ganztagesarbeit, aber doch etwas, das Befriedigung geben könne.

Von der Gewerkschaft profitiere sie rein materiell eigentlich wenig, hingegen brächten ihr die nächtelangen Diskussionen mit ihrem Mann geistig viel, der mit ihr manche Probleme, die ihm sein starkes gewerkschaftliches Engagement brächten, bespreche. Und im übrigen: «Die Gewerkschaft nützt doch allen, sie nützt der Allgemeinheit, auch wenn für mich ganz persönlich vielleicht nichts dabei herauskommt. Gewerkschaft ist also nötig und für mich selbstverständlich», sagt Frau Inäbnit.

Eine wesentliche Voraussetzung, damit die Gleichberechtigung der Frau verwirklicht werden kann, sieht Elfriede Inäbnit nebst der gesetzlichen Gleichstellung in der gleichartigen Erziehung von Knaben und Mädchen. Dann auch die Weiterbildung, das alles sei gerade für die Frau sehr, sehr wichtig.

\*

Um Weiterbildung, öffentliches oder gewerkschaftliches Engagement können sich *Tina und Giuseppe Macri* kaum kümmern. Sie arbeitet als Schleiferin von morgens fünf bis mittags zwei Uhr in einer Fabrik der Maschinenbranche bei Solothurn. Er arbeitet die nächste Schicht, also von mittags zwei bis nachts elf Uhr. Er ist 37, sie 34 Jahre alt. Sie stammen aus Domodossola, sind 15, respektive 10 Jahre in der Schweiz und möchten auch da bleiben. Sie haben drei Kinder, das vierte ist unterwegs. Ein Familienleben kennen sie von Freitag nachts etwa nach elf Uhr, wenn er nach Hause kommt, bis Montagmorgen kurz vor fünf Uhr, wenn sie an die Arbeit geht. Dann allerdings widmen sie sich ganz der Familie, haben kaum Kontakt zu Bekannten, gelegentlich mal zu andern Italienern, zu Schweizern oder andern Ausländern praktisch nie. Auch nicht Streit, nein, das habe man nicht. Tina möchte gern mal in die Kirche gehen, aber sie sei viel zu müde.

Das älteste Kind geht in Domodossola zur Schule. Ein Drama, wie Tina Macri sagt, der Knabe weine immer und wolle bei den Eltern

sein. Ein Kind geht in Solothurn zur Schule. Den zweieinhalbjährigen Mirco besorgt am Morgen der Vater. Auch das Mittagessen für den Kleinen besorgt Giuseppe. Um zirka viertel vor zwei Uhr schiebt er, wie viele andere Väter und Mütter, seinen Jüngsten in den Aufenthalts- und Spielraum, den die Firma während der Zeit des Schichtwechsels zur Verfügung stellt. Dort spielt der Kleine mit den andern Kameraden. Um viertel nach zwei Uhr ungefähr holt ihn die Mutter und fährt mit ihm nach Hause.

Noch ein paar Jahre würden sie das so machen, sagt Giuseppe Macri, dann hätten sie genug, denn ein Leben lang könne man natürlich nicht so schuffen. Tina meint, das sage ihr Giuseppe schon seit vielen Jahren, ohne dass sich etwas geändert habe. Sie möchte zu Hause bleiben bei den Kindern. Der Zahltag des Mannes aber reiche nicht aus. Zusammen allerdings bringen die beiden einen ganz schönen Zahltag nach Hause. Schliesslich will man auch etwas auf die Seite legen, meinte Giuseppe, als wir Zweifel äussern, ob denn mit seinem Zahltag allein nicht durchzukommen wäre. Besonders jetzt, da die Frau im achten Monat mit ihrem vierten Kind schwanger geht. Er und sie meinen, die zehn Wochen, die man einer werdenden Mutter von der Firma bezahle, genügten nicht. Fünf Wochen vor und fünf Wochen nach der Geburt seien zu wenig.

Den Haushalt besorgen die beiden zusammen oder besser gesagt nebeneinander. Nur: er findet es natürlich, dass sie mehr leistet zu Hause. Und sie meint, er helfe schon, aber es sei doch klar, dass eben die Frau die Hauptlast trage im Haushalt und bei der Erziehung der Kinder.

Er verdient als Werkzeugschleifer rund 700 Franken mehr im Monat als sie, die als Schleiferin arbeitet. Ob sie das in Ordnung finde, fragten wir Tina Macri. «Nein, nein», sagt sie, «sie habe es viel strenger. Gut, er mache vielleicht die qualifiziertere Arbeit. Aber der Lohn sollte ausgeglichener sein.» Auf die gleiche Frage meinte er: «Das ist ganz in Ordnung. Ich leiste mehr und verdiene deshalb auch mehr.» In einem allerdings sind sich Tina und Giuseppe einig, sie sollten mehr Zeit haben, um ihren relativen materiellen Wohlstand auch einmal geniessen zu können.

Das sind also einige Beispiele. Herausgegriffen, zufällig. Auf ihnen lässt sich keine Statistik aufbauen, es lässt sich nicht ablesen, aha, so und so ist das im allgemeinen. Es sind Beispiele, die zeigen, wie verschieden Frauen die Problematik der Frauenarbeit empfinden. Wie jede anders auf ihre Überlastung reagiert, wie verschieden sie nach Lösungen ihrer Situation suchen. Die Beispiele geben Einblick in die doch so unterschiedlichen Gründe, die Frauen dazu bringen, nebst der Familie noch einer Erwerbstätigkeit nachzugehen, vielleicht dazu noch in einer Gemeinschaft aktiv mitzumachen. Sie sollen mithelfen, Bewusstsein zu schaffen über die Lage der Frau in unserer Gesellschaft.